Haus Siegfried.

Roman von Schmid-Weißenfels.

I.

Die „Scholastica" ist ein Gasthof am Ufer des Achensees, der seit vielen Jahren einen beliebten Sommeraufenthalt der Fremden bildet. Die Maler haben dieses Haus, als es noch ein kleines, höchst einfaches Herberglein war, für die Reisewelt entdeckt und es berühmt gemacht. Für sie war Mutter Scholastica, nach der ihre Wirthschaft benannt wurde, eine herzige und humorvolle Pflegemutter bis zu ihrem Tode, und es änderte ihren Sinn nicht, als von Jahr zu Jahr immer mehr Gäste bei ihr einkehrten, ihr Anwesen sich in Folge davon immer mehr vergrößerte und aus der einfachen Bretterbude am See ein stattlicher Bau im schweizer Stil mit zwei eleganten Speisesälen, großen Veranden rings herum und feinen Wohnzimmern geworden.

Ein noch junges Ehepaar aus Berlin hatte während der vierzehn Tage, die es bereits auf der „Scholastica" zugebracht, am meisten die Aufmerksamkeit der seßhaften Gesellschaft erregt. Herr Schauß allerdings, ein schlanker, blonder Mann im Anfang der dreißiger Jahre, gab für sich keine Veranlassung dazu. Er machte einen sehr harmlosen, nüchternen Eindruck und bewegte sich danach. Man hatte erfahren, daß er ein reicher Kaufmann sei, der in Berlin ein großes Ledergeschäft von alten Ruf betreibe, und damit hatte sich, was seine Person betraf, die Neugier der Leute befriedigt. Aber seine Frau rief Tag um Tag immer wieder das Zischelgespräch in den einzelnen Gruppen und besonders unter den weiblichen Mitgliedern, jungen wie alten, auf. Einestheils wegen der schönen und feinen Kleidung, mit der sie ihren Reichthum wie ihren Geschmack, ihre Eitelkeit und Putzsucht an den Tag legte, ein äußerer Umstand, der in dem Fall die Augen auf sie gerichtet hätte, und um so mehr hier, wo Luxus in Damenkleidung nicht vorherrscht, für unpassend erachtet wurde und daher sehr mißgünstige Beurtheilung fand. In Wahrheit, Frau Schauß trug sich, als sei sie in St. Moritz oder sonst einem feinen Modebadeort. Sie hatte Morgens einen duftigen, lichten Anzug; bei Tafel Mittags erschien sie in tadellosem Gesellschaftskleide; nach Tische vertauschte sie es für ihre Ausflüge zu Fuß, zu Wagen oder in dem Boote, womit sie in Gesellschaft ihres Gatten eine Seefahrt unternahm, mit reizendem Aufputz, und seit ihrer Anwesenheit mit erstaunlich verschiedenem. Die Männer bewunderten sie zumeist, auch einige Mädchen weideten sich an diesem Musterbild einer jungen Frau nach der Mode; aber die meisten der Damen blickten doch neidisch und ärgerlich darauf, und einstimmig fand man solch' eine Entfaltung von Kleiderreichthum auffallssüchtig und bei dem bescheidenen Leben in der Gebirgswirthschaft übel angebracht.

Dann ihre Schönheit. Darüber konnte man die entgegengesetztesten Meinungen hören. Die Einen priesen sie als eine herrliche Erscheinung ihres Geschlechts, die Anderen sprachen ihr eigentliche Schönheit, wahre, durchgeistigte Anmuth vollständig ab. Gewiß war, daß sie mit ihren Reizen blendete und zu blenden suchte. Sie hatte wunderschöne, blonde, goldschimmernde Haare, die sie gelegentlich in ungebundener Fülle über ihren Nacken weg bis auf den halben Rücken fallen ließ, oder in zwei starken Zöpfen gretchenartig trug. Da half alles forschende Gucken und argwöhnische Prüfen mit Kennerinnenaugen nichts; sie waren und blieben echter, natürlicher Schmuck. Und dazu dies edel geschnittene Gesicht von Milch und Blut, mit großen, lichten Augen, fein geschwellten Lippen, einer zart gewölbten Nase! Und diese üppige Büste, welche ihrer hohen, ebenmäßigen Gestalt die Auszeichnung kraftvoller Weiblichkeit verlieh, die sich mit dem Lieblichen und Zarten ihrer Erscheinung zu einem Bilde vollkommenden Einklangs verband.

Unbegreiflich war es denn auch den Meisten, wie diese junge Frau von kaum fünfundzwanzig Jahren mit ihrem zwar im Alter durchaus, doch sonst wenig passenden Gatten, sich wohl und zufrieden fühlen konnte. Herr Schauß, so prosaisch gegen die Poesie seiner Frau, so bürgerlich gegen ihre Vornehmen! Das einträchtige Verhalten Beider zu einander, ihr auf sich selbst beschränkter Verkehr wollte die Behauptungen scharfsichtiger Weiber nicht erschüttern, daß die Beiden gar nicht glücklich mit einander sein könnten. Was war es denn Anderes als Hochmuth, daß sich Frau Schauß gegen die übrige Gesellschaft im Hause so kühl und verletzend zurückhaltend bezeigte? Das Verlangen, mit ihrem Mann allein zu sein und die Natur nur mit ihm zu genießen, wo ein junges Ehepaar Selbstgenügsamkeit übt, gewiß nicht. Die Flitterwochen dieser Beiden waren schon längst vorüber; denn das hatte man auch von einigen berliner Bekannten des Ehepaares erfahren, wie deren in der „Scholastica" zufällig mit denselben zusammengetroffen waren, daß Frau Schauß, die Tochter des verstorbenen Lederhändlers Wilhelm Siegfried, mit dem jetzigen Inhaber dieser Firma vor fünf Jahren die Hochzeit gefeiert habe und die Mutter eines vierjährigen Knaben sei. Wie gelangweilt saß sie oft neben ihm oder starrte von der schattigen Veranda hinaus über den See, als spinne sich irgend eine Sehnsucht darüber fort!

Seit einigen Tagen war außer ihr noch ein junger Mann, der Wohnung in der „Scholastica" genommen, Gegenstand der beobachtenden Aufmerksamkeit seitens der Stammgäste. In das Fremdenbuch hatte er sich als Baron v. Schaal aus Dresden eingeschrieben. Er war ein auffällig schöner Mann, kaum dreißig Jahre, kraftvoll gebaut und doch von höchster Feinheit, in allen seinen Bewegungen, eine vollendete Edelmannserscheinung, welche man herzgewinnend hätte nennen können. Denn obwohl der Baron durch die Vornehmheit seines Wesens für eine trauliche Annäherung Ermunterung gab, so war er doch vom ersten Tage an förmlich der Mittelpunkt der Gesellschaft, wenigstens bei Tische, geworden. Er hatte sich seinen Nachbarn an der Tafel vorgestellt und sie durch seine liebenswürdige Unterhaltung auf's Höchste zu fesseln gewußt. Was und wie er sprach, kennzeichnete den Mann feiner Bildung, und in Verbindung mit der Anmuth seines Benehmens eroberte er sich im Sturm die Gunst auch Derjenigen, die ihm fern blieben.

Durch ihre Nachbarschaft mit ihm bei Tische waren Herr und Frau Schauß seine ersten Bekannten geworden und der Verkehr zwischen ihnen hatte seitdem in dem unbefangen freundlichen Charakter stattgefunden, wie er bei gegenseitigem Gefallen unter Reisegenossen entsteht. Der Baron war mit verschiedenen anderen Personen der Gasthofsgesellschaft nicht minder höflich und aufmerksam; aber mit dem jungen Ehepaar machte er allein Spaziergänge und mit ihm saß er Abends auf der Veranda und plauderte. Es gab nichts Auffälliges dabei, und doch hatte die junge Frau wieder das Unglück, deswegen in den kleinen Klatschkreisen verdächtigt und bekrittelt zu werden. Man wollte hier zur Behauptung über sie berechtigt sein, daß sie sich jetzt nicht mehr langweile, daß sie viel lebhafter und vergnügter sei, lediglich, weil ihr der schmucke Baron mit den dunklen, sprechenden Augen und dem zierlichen, schwarzen Lippenbart den Hof mache. Ihm verargte man auch dies nicht, während sie bereits wie eine strafbare Frau betrachtet wurde.

Mittags, noch vor der Tafel, pflegt die Post in der „Scholastica" einzutreffen, und ein Theil der Gäste erwartet sie, theils um die neu Angekommenen zu mustern, theils um die abgegebenen Briefe mitzunehmen, vor dem alten, kleinen Wirthshause, wo sein Besitzer die Posthalterstube hat. Der Baron hatte sich wie gewöhnlich dazu eingestellt, ließ sich seine Briefe geben und eben so solche für Herrn und Frau Schauß, welche auf der Veranda vor ihrem Zimmer im neuen Hause des kühlen Schattens wegen geblieben waren.

Als Schauß kaum einen Blick in das Schreiben gethan, das ihm der Baron überreicht, gerieth er in eine fremdartige Erregtheit, die er mit aller Mühe nicht zu verbergen wußte. Aber es wurde kein Wort von ihm laut, und da es grade zu Tische schellte, begaben sich die Drei nach dem Speisesaal. Schauß blieb nachdenklich und war bleich; er sprach nichts und rührte nur zum Schein von den Speisen an. Der Baron achtete allein darauf, doch bewies er wieder seinen feinen Tact durch die Eifrigkeit, mit der er während des Essens die junge Frau unterhielt, so daß sie von der beunruhigenden Veränderung ihres Gatten gar nichts merkte.

Als derselbe nach Beendigung der Mahlzeit mit ihr allein im Wohnzimmer war, erstaunte sie daher nicht wenig, daß er ihr in aufgeregtem Tone die Nothwendigkeit der Abreise ohne Verzug ankündigte.

„Warum denn? Was ist geschehen?" fragte sie, indem sie einen sonderbar forschenden Blick auf ihn gerichtet hielt.

„Nachrichten vom Geschäft," erwiderte er, „die mich unbedingt nach Hause rufen."

„Ah, vom Geschäft!" fiel es wie beruhigt und doch verdrießlich von ihren Lippen. „Immer dies Geschäft, das mir das Leben verbittert. Auch hierher verfolgt es mich, und Du meintest doch, daß wir ein paar Wochen Ruhe davor haben könnten. Abscheulich!" zürnte sie. „Und darum über Hals und Kopf abreisen?"

„Elise," suchte er sie zu begütigen, „es muß sein. Vielleicht, daß ich durch schnelle Ankunft einen schweren Verlust von unserem Hause abwenden kann."

„Verlust!" Es schien sie die Besorgniß ihres Mannes deswegen gar nicht zu berühren.

„Was," meinte sie vielmehr darauf, „geht mich dies an? Was kann ich dabei thun? Wie lange und wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß wir gar nicht nöthig hätten, uns in dieser wiederwärtigen Abhängigkeit vom Geschäft zu halten."

Er schüttelte unmuthig sein Haupt.

„Lassen wir jetzt alles Reden darüber. Du weißt, daß ich anderer Ansicht bin. Ein Mann in meinen Jahren, der in keiner Arbeit sich bethätigt und in einem Faulenzerleben die Erfüllung seiner Wünsche erblickt, ist mir überdem verächtlich. Du kennst auch die Verhältnisse nicht —"

„Nein, und mir verlangt auch nicht danach."

„Also sprechen wir nicht weiter davon, packen wir unsere Koffer und fahren wir nach Jenbach. Morgen Abend können wir in Berlin sein."

„Aber warum soll ich mich bei dieser Jagd auf irgend einen schlechten Kunden mit betheiligen?"

Sie hob bei diesen Worten trotzig und herausfordernd ihre kalten, stählernen Augen auf ihn.

„Warum?"

Er wiederholte dies Wort wie verblüfft darüber, daß es seine Frau in solcher Frage an ihn gerichtet, und starrte sie eine Weile an.

„Ja, Bernhard! Ich kann Dir doch nichts helfen."

„So willst Du wohl hier bleiben?"

„Hättest Du etwas dagegen?"

Er zuckte mit den Schultern und antwortete:

„Nachdem Du schon so oft über die Langweiligkeit des Aufenthalts hier geklagt, begreife ich nicht, wie er auf einmal Dir so gefallen kann, um allein hier bleiben zu wollen."

„Du vergißt, daß Onkel Friedrich und mein Bruder uns hier treffen und abholen wollten," warf sie ein.

„Sie hätten schon längst hier sein können — Gott weiß, wo sie sich herumtreiben."

„Jeden Tag können sie doch auch kommen."

„Nun, sie sind sich Gesellschaft genug; deswegen brauchtest Du nicht auf sie zu warten."

„Wenn," setzte sie schneidenden Tones und indem ein böser Zug um ihren Mund spielte, ihren Widerspruch fort, „wenn Du einen zwingenden Grund erhalten hast, eilig von hier abzureisen und damit den Reiseplan, den wir mit Onkel Friedrich und Robert aufgestellt hatten, Deinestheils fallen zu lassen, so ist dieser Grund doch für mich ganz und gar nicht maßgebend. Ich werde also hier bleiben, und nicht blos meiner Gesundheit zu Liebe, sondern auch aus Artigkeit gegen meine nächsten Angehörigen. In ihrer Gesellschaft bin ich gut aufgehoben und ich werde noch immer zu früh in die Hitze und den Staub von Berlin zurückkehren. Bis sie hier eintreffen, werde ich es zu ertragen wissen."

Bernhard war nicht der Mann, der den Krieg in der Ehe liebte. Er ließ Manches von seiner Frau geschehen und ohne es laut zu rügen, was ihn doch im Innern tief verdroß und verletzte. Er war kein Schwachkopf gegen sie; aber er vermied es, den Zwiespalt, der nach und nach zwischen ihnen Beiden entstanden war, zu erweitern und gar vor anderen Augen und Ohren erkennen zu lassen. So machte er gegen ihren so trotzig ausgesprochenen Willen, ihn allein abreisen zu lassen, keine Einwendungen weiter. Ueberdem beschäftigten ihn seine kaufmännischen Sorgen, für welche Elise nicht die geringste Theilnahme jemals gehabt und die immer schwerer in der geheimnißvollen Stille seiner Brust ihn bedrückten, augenblicklich viel zu viel, um für Anderes sich noch aufregen zu wollen.

Bernhard packte seine Koffer allein und bestellte sich den Wagen für Jenbach.

Nur von dem Baron verabschiedete er sich noch, der äußerst überrascht davon war. In diesem Augenblick regte sich zum ersten male sonderbarer Weise Eifersucht in dem jungen Kaufmann wegen seiner Frau und der reisefreundschaftlichen Beziehungen, die sich zu dem bestechenden Edelmann entwickelt hatten und denen er nun sie allein überlassen mußte. Bernhard konnte auch sonst Eifersucht auf Elise nicht unterdrücken, wiewohl er stets so viel Herrschaft darüber ausgeübt, daß er es zu kleinlichen Ausbrüchen der Leidenschaft nicht hatte kommen lassen. Er mißtraute ihr aber, und, wie er glaubte, mit Grund, seitdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß sie ihn nicht hingebungsvoll liebe und sie ihre ehrgeizigen Wünsche zu wenig durch ihn befriedigt fühlte.

Bisher hatte er durch Herrn v. Schaal sich zu keinerlei Mißtrauen solcher Art veranlaßt gesehen oder dasselbe hatte geschlummert. Jetzt packte es ihn plötzlich desto heftiger. Der Gedanke schoß durch sein Hirn, daß Elise um des Barons willen zurückbleibe und sie sich Glück wünsche, daß ihren Ehemann geschäftliche Beunruhigung davontreibe. Ihm war plötzlich, als drehe sich Alles um in seinem Innern und als verzerre sich sein Gesicht, wie es sich dem eigentlich lieb gewesenen Gesellschafter der letzten Tage noch einmal zuwandte. Wie abschreckend erschien ihm jetzt derselbe! Seine Augen stachen ihn wie glühende Dolchspitzen, als er sagte:

„Gestatten Sie mir, Herr Schauß, Ihrer Frau Gemahlin meine Dienste zur Verfügung zu stellen."

„Ah, ah," stammelte Bernhard, „sehr verbunden, Herr Baron. Sie sind sehr liebenswürdig......"

Es war ihm schwarz vor den Augen. Er schloß sie vor dem dunklen Abgrund, zu dem er getrieben wurde. Dann raffte er sich aus dieser Wahnvorstellung empor und stieg in den harrenden Wagen. Noch eine Strecke Weges sah er, wie seine Frau und ihr zur Seite der Baron ihm nachschauten.

II.

Ein schlankes Boot, von einem der Mädchen aus dem Ort gerudert, sollte den Baron und Frau Elise Schauß nach Rainer's Seehof bringen. Der Nachmittag war so drückend heiß am Lande, daß eine Fahrt auf den See das Beste war, womit man sich eine Erfrischung verschaffen konnte. Der Baron hatte es vorgeschlagen, Elise es gern angenommen.

Als dunkle Punkte bewegten sich mehrere Boote auf der weiten Fläche des Sees, und zumal drüben im Schatten, den die hohe Bergwand warf. Auch der Baron ließ dahin rudern, um da bis zur tieferen Neigung der Sonne hinter die Felshäupter die Kühle zu genießen. Langsam kam der Kahn auf so weiten Bogen dem Seehof näher. Als er nach der Landungsstelle desselben hinüberbog, begegnete ihm von dort her ein größeres Boot mit einigen Herren, die im lauten, heiteren Gespräch begriffen waren. Es nahm seinen Weg dicht an dem ankommenden vorbei und fuhr langsam. Die Stimmen von dort her beunruhigten Elise. Sie senkte ihren Schirm nach dieser Seite und verbarg ihr Antlitz dicht dahinter, indem sie dem Baron zuflüsterte:

„Mein Bruder und mein Onkel!"

„Dieser Rainer," hörte man einen krauslockigen jungen Mann mit einem wahren Johannisgesicht sagen, „hat sich doch ein schönes Grundstück zusammengejodelt."

„Raina!" lachte ein alter flachsbärtiger Herr foppend unter seinem breitkrämpigen schwarzen Filzhut. „Da hören Sie ja, wie Ihr Berliner A anstatt R sprecht! Reina, Vata, Mutta, via Schwestan!" spottete er weiter.

„Hören Sie, Herr Professor," antwortete ihm hierauf ein langer, dürrer und mit unbedecktem kahlen Schädel in die Höhe ragender Fünfziger, „Jeder spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und eine angestammte Mundart verbergen wollen, bringt unausstehliche Ziererei, seelenlose Erkünstelung der Form hervor, kalte Schauspielersprache. Am Ende soll wohl Ihr schwäbisches das schönste Deutsch sein? Wurscht ischt Wurscht! Was sagen Sie da zu Ihrem verschwundenen Buchstaben E?"

„Ein Unterschied zwischen Nachlässigkeit und natürlichen Dialekt —"

„Dialekt," fuhr der alte Berliner dem schwäbischen Professor ins Wort. „Warum sagen Sie nicht dafür Sprech- oder Mundart? Ist dies nicht eine viel unverzeihlichere Nachlässigkeit grade unserer Gebildeten, daß sie ein Deutsch reden, welches mit Fremdwörtern bis zur Entstellung gespickt ist? Ich möchte wohl daraufhin einmal Ihre Schriften untersuchen."

„Ja," rächte sich auch noch der junge Berliner, „da wird man wohl ein Lexikon benutzen müssen, um Manches zu verstehen."

„Lexikon!" schalt der Aeltere gemüthlich. „Robert! Robert! Könnte man nicht eben so gut und noch besser dafür Wörterbuch sagen?"

„Allerdings, lieber Onkel; aber in der Schule haben wir nur immer ein Lexikon kennen gelernt."

„O," wandte sich der Kahlkopf, indem er mit der einen Hand in dessen Lockenkranz wühlte, wieder an den hinschmunzelnden Professor, „Ihr Schulmeister groß und klein, seid die schlimmsten Deutschverderber. Ist es denn nicht wahr, daß sie unsere deutschen Jungen, in Preußen wie in Schwaben, decliniren, conjugiren, Grammatik, Präposition, Adjectiv und so weiter lehren, was sie im Leben nicht wieder los werden? Die Franzosen haben wir wohl zu besiegen vermocht, aber die Verhunzung unserer echten Stammvolkssprache durch die Fremdwörterseuche setzen unsere Lehrer und unsere Schriftsteller, Volksvertreter in ihrem Reden und die Gerichte in ihren Schriftstücken, setzt die Mehrzahl unserer Gebildeten in der jämmerlichen Eitelkeit fort, anders als gut deutsch zu sprechen sei ein untrügliches Zeichen von deutscher Bildung und sondere sie von der großen, rohen Masse des Volkes ab."

Der Professor konnte nicht umhin, dem Eiferer Recht zu geben und damit kam man von dem Gegenstand ab. Die „Scholastica" war nahe. Robert forschte mit seinem Feldstecher auf dem Wege längs des Ufers, wo sich Spaziergänger zeigten.

„Wir hätten doch unsere Ankunft anmelden sollen," meinte er zu seinem Onkel.

„Es wird auch kein Unglück sein," erwiderte dieser, „daß wir es nicht gethan haben. Auf solch' einer Bummelfahrt durch die Berge bin ich gern frei. Wenn nun unser lieber Professor diese Nacht auf der Pertiskau hätte zubringen wollen, so hätten wir uns wegen der Anmeldung hier nothgedrungen von ihm trennen müssen, während wir so noch ein paar Tage zusammen bleiben und uns herumbeißen können. Schauß will ja bis Ende des Monats hier bleiben, und was brauchen wir hier gleich am Ufer empfangen zu werden?"

Sie stiegen aus und übergaben ihr Gepäck dem herankommenden Hausknecht. Der Wirth stand in der Thür, und als die Drei zwei Zimmer begehrten, that er beinahe, als habe er keine mehr zur Verfügung. Doch war es nicht so schlimm. Im etwas vom Gasthause entfernt stehenden, neu erbauten Warmbad sollten sie noch Unterkunft finden.

Onkel Friedrich und sein Neffe erkundigten sich natürlich nach Schauß.

„Der ist abgereist," antwortete der Wirth in seiner kurzen, wortkargen Weise.

„Nanu?" entfuhr es Beiden und sie sahen sich betroffen an.

„Wann denn?"

„Vorgestern."

„Eh, was soll denn das heißen? Was ist da vorgefallen?"

„Aber die Frau Schauß ist noch hier," ergänzte der Wirth seine Auskunft.

Wieder richteten Onkel und Neffe ihre Blicke verwundert auf einander.

„Elise wird uns ja Alles erklären," äußerte der Erstere. „Suchen wir sie auf."

„Und nun noch die Frage, Herr Wirth: Haben Sie Briefe für mich, Robert Siegfried?"

Er allein erwartete solche, und wirklich waren zwei für ihn da. Triumphirend, mit leuchtenden Augen, zeigte er sie seinen beiden älteren Genossen, die bereits dem Warmbad zuschritten.

„Von ihr! Von ihr, die meines Lebens Wonne!" trällerte er jubelnd. „Vierzehn Tage schmachtete ich danach wie ein Durstiger nach einem Schluck Wasser."

Onkel Siegfried lachte in seiner herzigen Art.

„Glaub's wohl! Wenn's nach Dir gegangen wäre, hätten wir der Briefe wegen von Salzburg bis hierher nur drei Tage gebraucht."

„Ist denn Herr Robert verheirathet?" fragte der Professor.

„Noch nicht," erwiderte dieser, dessen feines Gesicht mit dem leichten, dunklen Lippen- und Kinnbart noch vor Freude leuchtete. „Aber glücklicher Bräutigam, Herr Professor."

„Ja, dies will viel mehr sagen; ich verstehe, ich verstehe!"

Der Hausknecht führte in dem neuen, kaum in der inneren Einrichtung fertigen Hause mit Bädern im Erdgeschoß zuerst den alten, rüstigen Herrn aus Schwaben nach einem Kämmerlein. Es war kaum zum Umdrehen darin, das Bett füllte drei Viertel des kleinen Raumes.

„Ach," seufzte der Herr Professor in Ergebung, „was man sich in Gasthöfen doch gefallen lassen muß! Und so ein einzelner Tourist hat's allemal am schlechtesten, den steckt man in ein Loch wie einen Gefangenen. Auch einer!"

Damit trat er in die Klause.

Besser erging es allerdings den zwei Berlinern, die ein geräumiges und freundlich eingerichtetes Zimmer zusammen erhielten, wie sie es gewünscht hatten. Robert warf sich sogleich in lustiger Laune auf das kleine Sopha darin und begann in seinen Briefen zu lesen, während der lange Onkel seine Reisetasche öffnete und dann am Waschtisch sein edles Haupt einer erfrischenden Taufe unterwarf.

„Na," fragte er unter dem Abtrocknen, „was schreibt denn Deine Helene?"

„Die Liebe, die Gute!" entgegnete Robert schwärmerisch. „Es sind die ersten Briefe von ihr an mich! Ich bin wie berauscht davon, Onkel; jeder Buchstabe spricht zu mir von ihrer Liebe, jede Zeile athmet die Reinheit ihrer Seele entgegen! Ich kenne ja Helene so gut, wie man nur ein Mädchen zu ergründen vermag in Jahrelangem Beobachten und endlich auch in näherem Umgang, seitdem sie meine Braut geworden. Ich habe ja so oft nun schon Hand in Hand bei ihr gesessen und wir haben uns Alles gesagt, was sich ein Liebespaar nur sagen kann. Und doch, wie spricht ein Brief so anders, so viel noch mehr, so wunderbar bestrickend. Ah, ich muß gestehen, daß man nicht eher heirathen sollte, als bis man sich ordentliche, ausführliche Briefe gegenseitig geschrieben, weil man sich erst dadurch vollends kennen lernt. Die Lippen bringen nicht so viel zum Ausdruck, wie ein volles Herz dem Papier anvertraut. Das ist wie Beichte, wie Bekenntniß in feierlicher Weihe, wie Forschen und Erkennen in sich selbst. In neuem, verklärendem Licht erscheint mir jetzt Helene."

„Dann war es ja sehr gut, daß Ihr einmal durch diese Reise getrennt wurdet."

„Dem Kriegsrath ist auch nicht besser geworden, wie mir Helene schreibt."

Robert gab diese Bemerkung hin, als er eben an die Stelle im Briefe gekommen, die sie veranlaßt. Er las weiter.

„So, so," entgegnete Onkel Friedrich, indem er sich sein glattes, gebräuntes Gesicht ein letztes mal abrieb. „Nicht besser?"

„Im Gegentheil, er hat ins Bett müssen. Aber man hofft, daß er dadurch seine erschreckliche nervöse Aufregung verlieren werde. Gott weiß, was den alten Herrn dazu gebracht hat."

„Sei auch deshalb zufrieden, daß er nicht, wie beabsichtigt war, die Reise mit Helene mitgemacht hat." — Der Onkel bürstete sich dabei die noch wenigen grauen Haare, welche in dichter Fülle allein seinen Hinterkopf bedeckten. — „Der hätte uns zu schaffen gemacht und mit seinen hochmüthigen, galligen Launen uns jeden Tag verdorben."

„Das glaube ich auch," erwiderte der junge Mann jetzt und sprang von seinem Lager auf. „Ein excentrischer Mensch!"

„Excentrisch," wiederholte in einem gewohnheitsmäßig gewordenen Richtigstellen ihn unangenehm berührender Fremdwörter, der Oheim. „Man könnte dafür auch sagen querköpfig."

„Meinetwegen denn querköpfig! Ach," fuhr Robert hoffnungsselig fort und barg seine theuren Briefe in der Seitentasche seiner dunkelbraunen Sammetjoppe, „über ein Jahr wird Alles anders sein! Dann sind wir Mann und Frau, können thun und lassen, was wir wollen. Wir werden eine schöne Reise machen — jeder Tag wird voller Sonnenschein unseres Glückes sein."

„Gönne es Dir, mein Junge! Und am Nöthigsten dazu wird's Dir ja nicht fehlen. Ich glaube zwar nicht, daß der Kriegsrath für seine Tochter eine so große Mitgift herausrücken wird, wie man sagt — Elise schätzt sie ja sehr hoch —, aber genug wird's wohl sein, daß Ihr sorglos in den Tag hineinleben könnt. Das ist ja nun einmal der Wünsche höchster, das ist ja, was die Menschen heute mehr als einst für das wahre Glück halten, weil Reichthum unabhängig macht, wirklich erst frei in äußerlichen Hinsichten, was ja durch alle verbrieften Freiheiten in den schönsten Verfassungen nicht möglich wird."

„Ich habe noch nicht danach gefragt, wie viel Helene mitbekommen wird," sagte der junge Mann darauf. „Ihr Reichthum ist mir kein Aergerniß, versteht sich; aber der hat sie mir doch nicht so lieb werden lassen."

Er trat zu Friedrich, legte seine beiden Hände fest auf dessen knochige Schultern und mit seinen hellen, klugen Augen in dessen treuherzige, kluge blickend, setzte er hinzu:

„Es ist eine Jugendliebe, Onkel, Du weißt ja, und wie schwer ich mir den Sieg habe erringen müssen."

„Ja wohl," nickte ihm dieser zu, „und alle Achtung auch vor dem Mädchen. Das hat sich Dir vom alten Isegrimm Kriegsrath ertrotzt."

Sie verließen ihr Zimmer und streiften vor den Häusern der „Scholastica" am See herum und dann auch durch die Säle.

Sie glaubten Elise zu finden; wunderten sich aber nicht, daß sie vergeblich suchten. Alle Welt war ausgeflogen und vor dem Abendessen kehrten die Meisten gewiß nicht zurück. Mit dem Professor zusammen setzten sich Onkel und Neffe an einem Tisch auf der Veranda, ließen sich eine Flasche Tiroler kommen und genossen in Ansicht des schon dunkelnden Sees den köstlichen Sommerabend.

Bei der scharf ausgeprägten schwäbischen Eigenthümlichkeit des Professors Dettinger, eines übrigens gutmüthigen und kunstwissenschaftlich wie politisch sehr gebildeten Mannes, blieb es wieder nicht aus, daß zumal Onkel Friedrich mit ihm sich stritt und neckte.

Der Professor war trotz seiner sechzig Jahre noch nicht über die Mainlinie hinaus gekommen, wogegen er Oesterreich, die Schweiz, Italien und Frankreich bereist hatte. Bei seinem munteren Geplauder stellte sich heraus, daß er sich von Norddeutschland etwas sibirische Begriffe machte; seine ererbte, innerste Abneigung gegen die Preußen und Berlin zumal verrieth sich auch genugsam, und da war nun ein so richtiges berliner Kind, wie Onkel Siegfried, nicht faul in dem Lob und Preis seiner Vaterstadt, wobei ihn Robert redlich unterstützte.

„Lieber Schwabe," sagte nach längerem Hin und Her der Erstere, „kommen Sie doch einmal nach Berlin! Wagen Sie es nur! Ich versichere Ihnen, Sie werden über Ihre falschen Auffassungen von dem Völkchen an der Spree, sehr beschämt werden. Das hat freilich sein Selbstgefühl und seine Eigenart, aber das hat sich das Recht auf das Eine durch die Arbeit und rührige Geistigkeit erworben, mit denen es Berlin so groß gemacht hat, und was seine Eigenart betrifft, so ist sie vielseitiger und fruchtbarer, als zum Beispiel Eure besungene schwäbische."

„Die ist uralten Rechts," warf Dettinger lebhaft werdend ein, „von reinem Suevenstamme, wogegen das Berlinerthum, sein bissiger Witz, sein schnarrender Humor, sein prahlerisches Gebahren ein Ergebniß aller möglichen Nationalitätsbrocken ist, die in dem großen Stadtkessel zusammengekocht sind. Parvenuthum, und das kann der Schwabe nicht leiden."

„Parvenuthum — Nationalitätsbrokken!" glossirte Friedrich zuerst. „Was ist das wieder für ein Deutsch! Na, und was Sie sonst behaupten," fuhr er launigen Tones fort, „so ist es weniger unrichtig als schlecht beleuchtet. Bei Euch Schwaben kann ein Norddeutscher, wenn er auch von uraltem Stammblut ist, niemals recht abwachsen, der bleibt in Eurer abseits liegenden Welt Euch und Ihr ihm fremd, weil Eure Art gar unschmiegsam und von allzu mißtrauischer Schwerfälligkeit ist. Aber, sehen Sie, der berliner Geist zieht Alles an sich, was in sein Arbeitsbereich kommt, der zerfrißt das Einseitige, kleinlich und zöpflisch Landsmännische, und macht Alle, die er erfaßt, zu Berlinern. Und das ist eine gut gekreuzte Art deutscher Stammung, mit dem Blick ins Große und Weite, immer freudig im Fortstreben, ehrgeizig, sich seine geschichtliche Aufgabe nicht beeinträchtigen zu lassen und auch in der großen menschlichen Bildungswelt eine mitbestimmende Rolle zu spielen. Darum ist Berlin grade in der Neuzeit so erstaunlich groß, so reich, so schön, so bedeutungsvoll geworden. Es ist ungeheure Lebenskraft darin und der Strom der Zeitgeschichte nährt sie. Sehen Sie sich drei Wochen diese unsere Reichshauptstadt an, vernehmen Sie ihren Herzschlag, hören Sie da, wie selbstlos fremdes Gute anerkannt, Kleinliches freilich auch mit dem Witz und Geist gegeißelt wird, die der Berliner über seine eigenen Schwächen und Mißstände zuerst keck und laut ergießt — ich sage Ihnen, Professorle, Ihr schwäbisches Zöpflein schneiden Sie selber dann mit Vergnügen ab."

In diesem Zweikampf, für den Dettinger immer wieder der herausfordernde Theil war, befanden sich die Reisegefährten noch, als mit der einsinkenden Dunkelheit Haus und Veranda sich von den heimgekehrten Gästen belebten und im Speisesaal mehr und mehr derselben ihre Plätze einnahmen. Elise war darunter.

Als die Siegfrieds sie durch das Saalfenster bemerkten, beeilten sie sich, sie zu begrüßen und sich die Abreise ihres Mannes erklären zu lassen. Die junge Frau, welche das helle Kleid am Nachmittage mit einem dunkelwollenen vertauscht hatte, gab unbefangen und mit dem befriedigendsten Ausdruck über die endlich erfolgte Ankunft ihrer Verwandten Antwort darauf. Robert begnügte sich damit; Onkel Friedrich jedoch schüttelte nachdenklich sein Haupt, als gefalle ihm weder der Grund so plötzlicher Abreise Bernhard's, noch die leichte Weise, wie Elise ihn behandelte. Aber er äußerte sich nicht.

Man setzte sich zu Tisch. Der Professor kam herzu und wurde von Robert seiner Schwester vorgestellt. Dann erschien auch der Baron, grüßte Frau Schauß sehr artig und nahm seinen gewohnten Platz ihr gegenüber ein, indem er einige verbindliche Worte an sie richtete. Sie benutzte augenblicklich die Gelegenheit, den Baron mit den drei Angekommenen bekannt zu machen.

Dabei ergab sich, daß Dettinger und Herr v. Schaal sich nicht zum ersten mal sahen. Vielmehr beeiferte sich der vornehme junge Mann, den Professor mit gewinnender Liebenswürdigkeit als Bekannten zu begrüßen und ihm die näheren Umstände zurückzurufen, welche sie Beide einige Wochen zuvor erst zusammengeführt hatten. Professor Dettinger bekräftigte dies durch sein Eingehen, und so erfuhr die Gesellschaft, daß Beide sich zufällig auf dem Schlosse eines Grafen v. Wardenberg im Oberschwäbischen getroffen, wo der Professor einige Zeit lang als Gast Studien in der alten, reichen Bibliothek getrieben, und darin einen Tag verlebt hatte, als er wegen Unterhandlungen über den Ankauf der Herrschaft ihrem Besitzer sich vorgestellt. Er war, wie er fallen ließ, mit dem Grafen noch nicht handelseins geworden, hoffe indessen, sich mit demselben noch zu verständigen; denn die Herrschaft gefalle ihm und der bejahrte Graf möchte sie los werden.

III.

Bernhard Schauß war mit schwerem Herzen und verdüstertem Geiste nach Berlin zurückgekommen. Je mehr er sich der Heimath genähert, desto beunruhigter war sein Gemüth geworden. Die Hiobsnachricht, die er in der „Scholastica" erhalten, betraf die Zahlungseinstellung eines großen Geschäftes, an welches das seinige bedeutende Forderungen hatte. Es war nicht der erste Schlag überdem, der ihn in der letzten Zeit betroffen; es stand überhaupt nicht so glänzend mehr mit der von ihm vertretenen und allein geführten Firma Wilhelm Siegfried u. Co., als die Leute im Allgemeinen glaubten. Bernhard wußte es am besten, er wußte es auch nur allein. Es drückte ihn wie ein Alp, daß die alte, gute Firma seines Schwiegervaters vielleicht wanken könnte; nur wanken — weiter zu denken vermochte er nicht. Wie aus Furcht ließ er sein Denken an dieser ersten Möglichkeit stillstehen. Wenn seine stolze Frau, wenn Onkel Friedrich mit dem starken Ehrgeiz auf die kaufmännische Stellung des Hauses Wilhelm Siegfried u. Co. von dieser Möglichkeit eine Ahnung erhalten sollten — es bräche von dieser Seite ein furchtbares Gericht über ihn herein. Mit Grauen erwog er seine Lage während der Rückreise; mit einem krampfhaften Schmerz in der Brust verglich er die Empfindungen, unter denen er aus der Sommerfrische am Achensee fliehen mußte, mit der Sorglosigkeit, in der seine Frau dort weiter genoß, herzkalt gegen ihn, in der Gesellschaft des Barons vielleicht pflichtvergessene Frau und Mutter ......! Es wurde wieder finster vor seinen Augen.

Die fünf Jahre seiner Ehe mit Elise Siegfried hatten ihn in seiner Herzenswelt so heruntergebracht, wie in seiner kaufmännischen Zuversicht. Er hatte Elise, geblendet von ihrer neunzehnjährigen Schönheit, geliebt und zu bald erkannt, daß sie ihn nicht glücklich zu machen vermöge. Sie war kalt und berechnend, arm an Gemüth, wenn nicht dessen gänzlich bar. Putz und Glanz, ein Leben weltlichen Genusses in Gesellschaften, im Theater, auf öffentlichen Promenaden, Bällen, auf Reisen in vornehmstem Stil — danach stand einzig ihr Sinn, und sie beanspruchte dergleichen mit einer hochmüthigen Hinweisung auf ihr Vermögen. Er hatte es mit Schrecken kennen gelernt, was es bedeutet, eine reiche Partie zu machen. Die Ideale seiner Jugend waren damit grausam zerstört worden; das Herz für sich, welches er in der Ehe gefunden. Ein inniges Zusammenleben mit Elise war niemals möglich gewesen; sie hatte sein Bedürfniß und Verlangen danach gar nicht verstanden. Ihr Glück bestand in Wohlgerüchen und Geräusch von Festen, und um es ihr zu gewähren, die es begehrte, die es fast herrisch forderte, und um des äußerlichen Ehefriedens willen, hatte Bernhard ein großes Haus gemacht, verschwenderisch das Geld ihren Launen geopfert. Sein eigen Geld allerdings nur, mit dem er Compagnon der Firma Siegfried geworden war, ehe er der Schwiegersohn des alten Inhabers derselben wurde. Der Aufwand hatte schnell in das Vermögen Verheerungen gebracht und Unglücksschläge im Geschäft waren hinzugekommen, um die Stellung Bernhard's in der Gesellschaft ernstlich zu bedrohen. Die neueste Post hatte ihm auf einmal die Augen darüber geöffnet, das letzte Träumen, in dem er immer noch befangen gewesen, verscheucht.

Sein erster Weg, als er in Berlin angekommen, richtete sich trotz aller Angst und Sorge geschäftlicher Art, nach der Wohnung seiner Mutter. Dort war sein Kind, sein einziges, sein vierjähriger Wolfgang. Elise hatte es, wie immer bei ihren Reisen, der Pflege der guten Großmama überlassen. Sie könnte sich, sagte die junge Mutter, mit kleinen Kindern nicht befassen, am allerwenigsten eine solche Last auf Reisen mitnehmen, die ihr zur Erholung dienen sollten. Aber Bernhard war ein Vater, der sein Kind liebte, um so inniger, je schmerzlicher er sich durch die Eitelkeit und Gefallsucht und die Lieblosigkeit seiner Frau in dem Gefühl gegen sie erkaltet wußte.

Er eilte dorthin, wo sein Sohn war, mit seinen Qualen in der Brust; er umarmte die alte, liebe Frau, die ihn geboren, und preßte den Kleinen an sich, der ihm sein blühendes, noch unschuldsvolles Leben verdankte. Da liefen ihm die heißen Thränen über die Wangen, wie oft er sie auch abtrocknete.

„Mutter!" rang es sich wie ein Jammerruf aus seinem Innern. „Mein Junge! Mein lieber Junge!" Er drückte sein Kind stürmisch an sich und küßte es unzählige male.

Die Alte begriff ihn nicht; der Junge sah ihn mit seinen großen blauen Augen fast erschrocken an. „Warum weint Papa?" fragte er.

Dann eilte er sogleich in's Geschäft in der Neuen Friedrichsstraße. Eine Droschke brachte ihn dahin. Das alte, große Haus sah ihn so fremd, so unheimlich an. Der größte Theil der vielen Fenster war mit grauen Wettervorhängen verschlossen, dort oben, wo Onkel Friedrich und Robert ihre Wohnungen hatten, aber auch in dem anderen Geschoß zumeist.

Die Bewohner waren fort, in Bädern, auf Reisen. Noch waren die Hundstage und es glühte in den Straßen, durch welche sich in hastigen Menschenwogen, in auf- und niederrollenden Gefährten aller Art der Verkehr des reichen Gefährtsviertels der großen Stadt abjagte. So still stand das alte Haus von Wilhelm Siegfried & Co. inmitten dieses Lärm. So todt schaute es aus den geschlossenen Augen des schon nahezu hundertjährigen Geschäfts- und Familiensitzes der Firma in die von blendendem Sonnenlicht überströmte Straße. Nur im Erdgeschoß spiegelten die Scheiben; hier befanden sich die Schreibstuben der Lederhandlung und das Arbeitszimmer Bernhard's. Hohläugig dunkel sahen ihn diese Scheiben an, als wunderten sie sich, daß er schon zurückkomme, oder als lauerten sie auf die Hülfe, die er dem bedrängten Hause zu verschaffen habe.

Es schauderte ihn, als er in den weiten Thorweg eintrat und in den riesigen Hof hinausschaute, den die Magazine, Ställe und Knechtswohnungen einrahmten und wo eben ein Paar der schweren Lastwagen des Geschäfts hochauf mit gegerbten Fellen eingefahren waren und abgeladen wurden.

Es war ihm, als sei er hier fremd geworden, als wäre ihm, dem rechtmäßigen Herrn und Eigenthümer, die Thorflur hier zu einem Grabgewölbe geworden.

Die Gedanken drangen auf ihn ein, welche diese Mauern, dieser Hausflur, diese breite Treppe hinauf ihm erweckten, und sie schüttelten ihn wie in Fieberfrost. Vor neun Jahren hatte er diesen Thorweg zum ersten mal durchschritten, um Mitinhaber der Firma zu werden. Und so zahllos oft seitdem, alle Tage! Damals leiteten Wilhelm Siegfried und sein jüngerer Bruder Friedrich das Geschäft, welches sie in stattlichem Umfange von ihrem Vater ererbt hatten, aber das im vorigen Jahrhundert schon von ihrem Großvater gegründet worden war, vom Ersten der Wilhelm Siegfriede, dieser Gerber- und Lederhändler-Dynastie, die unter den Enkelbrüdern der Firma noch „und Compagnie" zufügte. Als Friedrich Siegfried mit vollendetem fünfzigsten Jahre, wie er es sich längst vorgenommen hatte, ganz aus dem Geschäft trat, um den Rest seines Hagestolzlebens frei von allen Scherereien seinen geliebten Studien, seinen Neigungen und behaglichem Genießen noch in aller Rüstigkeit zu widmen, hatte Bernhard Schauß seinen Platz eingenommen und mit dem Vermögen, das ihm als Erbe zugefallen war, die Mitinhaberschaft der Firma ordnungsmäßig erkauft.

Welch Hochgefühl schwellte seine Brust, wenn er in jenen Tagen als junger Handelsherr dort die breiten Stufen der Haustreppe hinaufstieg, um in die Geschäftsräume zu treten, eine Flucht von Zimmern zu durchgehen, wo an vielen Pulten die Bücher geführt und die vielen Briefe geschrieben wurden, und die jungen und alten dazu Angestellten ihn mit stummen, hochachtungsvollen Grüßen empfingen, bis er in dem tiefstillen Gemach war, wo er mit dem alten Wilhelm Siegfried dem Dritten an einem großen Doppelpult von Morgens bis Abends zu arbeiten pflegte. Jetzt zauderte er, die erste Stufe des kurzen Treppenabsatzes zu betreten. Es zerrte ihn eine geheime Hand wuchtig zurück. Er athmete schwer und dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Vor ihm stieg in weitem Bogen und mit einem kunstvollen schmiedeeisernen Geländer die Treppe empor. Sie führte im ersten Stock zu der großen Wohnung, die einst Herr Wilhelm mit seiner Tochter Elise und seinem Sohn Robert inne hatte, während im zweiten Geschoß Herr Friedrich in großen Räumen hauste.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schrecken von Texas.

Ein Sprung in den Abgrund hat das Leben des Bill Posey geendet, des grausamsten und verwegensten Banditen, der jemals den Staat Texas, namentlich den fast ausschließlich von Deutschen bewohnten Theil desselben unsicher gemacht hat. Schon in seinem 16. Lebensjahre sammelte Posey eine Bande Verbrecher um sich und begann seine Laufbahn als Räuber-Hauptmann. Damals machten die Commanches noch häufige Einfälle in das Thal des Guadaloupe und in die deutsche Colonie Neu-Braunfels am Comal. Dann wappneten sich die mannhaften Söhne der Gründer der Niederlassung mit den noch aus Deutschland stammenden Waffen der Väter, zogen den rothen Teufeln entgegen und kehrten nicht zu ihrem Heerde zurück, bevor sie die Umgegend völlig von den Indianern gesäubert hatten. Dieselben tapferen Männer wagten aber nicht, es mit Bill und dessen Bande aufzunehmen und zogen es vor, sich den Brandschatzungen der Räuber an Geld und Hausthieren zu fügen. Die Bande war so ausgezeichnet beritten und bewaffnet, daß sie selbst in mehreren Kämpfen mit texanischen Rangers obgesiegt haben.

Vor mehreren Jahren war Bill mit seiner ganzen Bande wieder einmal nach Neu-Braunfels gekommen. Die Kerle sprengten durch die Straßen, feuerten ihre Gewehre ab und schrieen, kein Mann solle sich außerhalb seiner Wohnung sehen lassen, die Frauen und Kinder dagegen brauchten sich nicht zu fürchten, ihnen sollte kein Leid geschehen. Die Straßen waren wie ausgestorben und die Banditen trafen sich in einer in der Nähe des Rathhauses befindlichen Wirthschaft zusammen, wo sich bald eine wilde Orgie abspielte. Während dessen begab sich der Sheriff von Comal County, ein furchtloser, unerschrockener Mann durch die Hinterthüren in verschiedene Häuser und forderte die Bürger auf, sich zu bewaffnen und unter seiner Führung die ganze Bande gefangen zu nehmen. Einige zwanzig junge muthige Männer entsprachen der Aufforderung, gelangten ungesehen nach dem Rathhause und rückten von dort vor die Wirthschaft, deren Thüren und Fenster offen standen. Bill erblickte die Feinde zuerst, befahl seinen Leuten kaltblütig, von möglichst gedeckten Stellungen aus den Sheriff und seine Mannschaft auf's Korn zu nehmen, aber nicht früher, als auf sein Commando zu schießen. Er selbst trat dem Sheriff entgegen und schrie ihm zu, er solle sich ergeben. Ein Schuß aus dem Revolver des Beamten war die Antwort, aber er streifte Bill nur und in demselben Augenblicke saß dessen Kugel dem braven Sheriff im Herzen. Der Bandit trat an den Mann, der zu Boden gefallen war, hinan, rief seinen Räubern zu, sie sollten Jeden aus der Mannschaft des Sheriff, der die Waffe erhebe, über den Haufen schießen, zog sein Messer aus dem Gürtel, ließ daselbe blitzschnell um den Schädel des Sterbenden kreisen und riß ihm sodann die Kopfhaut ab.

Den blutigen Skalp schwingend, rief er den Leuten des Beamten zu, sie sollten in die Wirthschaft kommen und mit ihm trinken. Dort wurde das Posse entwaffnet, das Saufgelage wurde noch kurze Zeit fortgesetzt und dann sprengten die Banditen, Bill an der Spitze, aus der Stadt.

In Campasas wurde Bill in einem Gefechte mit den Rangers schwer verwundet; es gelang seinen Leuten, ihn in ein sicheres Versteck zu bringen, aber die Bande wurde, während sie ohne den Anführer vorging, so vielfach geschwächt, daß die Reste derselben nach dem Indianer-Territorium übertraten. Dorthin folgte ihnen Bill nach seiner Genesung, aber nur, um rasch an das Ende seiner blutigen Laufbahn zu gelangen. Die Kerle hatten in der Nähe der Grenze Pferde gestohlen und wurden von einem Hilfssheriff und dessen zahlreicher Mannschaft hart verfolgt. Der Gegend nicht vollkommen kundig, ließen sie sich auf einer Bodenerhöhung an eine Stelle treiben, an welcher eine steil abstürzende Felswand jedes weitere Verfolgen der eingeschlagenen Richtung unmöglich machte. Die Reihen der Fliehenden waren durch die Kugeln der Verfolger gelichtet, einige der Räuber hatten die Waffen von sich geworfen und sich ergeben, endlich stand Bill noch allein an dem Abgrunde und beantwortete die Aufforderung, die Waffen niederzulegen, mit dem Rufe: „Seht her, wie ein Tapferer stirbt!" Dabei schwang er seinen Hut und stürzte sich kopfüber in die Tiefe. Furchtbar zerschmettert wurden seine Gebeine aufgefunden und an Ort und Stelle verscharrt.

Mensch oder Thier.

In der Nähe des Städtchens Yale in British Columbia ist dieser Tage ein räthselhaftes Wesen entdeckt worden, das behufs seiner wissenschaftlichen Feststellung demnächst nach London in England geschickt werden soll. Dasselbe war schon seit ungefähr einem Jahre von mehreren Personen gesehen worden, aber alle Anstrengungen, seiner habhaft zu werden, hatten sich als vergeblich erwiesen. So hatten im vorigen Herbste Damen und Herren aus Yale, an der Eisenbahn, in der Nähe des Tunnels No. 4, ein Picnic veranstaltet. Sie sprachen, unter schattigen Bäumen gelagert, den mitgebrachten Mundvorräthen zu, als plötzlich von einem Aste ein eigenthümliches Geschöpf unter sie hineinsprang oder fiel, sich auf den Hinterfüßen aufrichtete und ein Gebrüll und Geheul ausstieß, das theils an die eigenthümlichen Laute der Hyäne, theils an den Kriegsruf wilder Indianer erinnerte. Die Gesellschaft war so erschreckt, daß sie aufsprang und in ihrem Laufe nicht eher einhielt, als bis sie die nahe gelegene Station erreicht hatte.

Mehrere Monate später wurden an der Bahn beschäftigte Arbeiter des seltsamen Wesens ansichtig, dasselbe lief aber so rasch den felsigen Abhang des Hügels, an dem die Bahn hinführt, hinan, daß sie es nicht einholen konnten.

Anfangs dieses Monats bemerkte der Locomotivenführer eines Zuges, der Bahnarbeiter von Yale nach Lytton beförderte, einen schwarzen Gegenstand von Mannesgröße, der quer über den Schienen lag. Er setzte die Bremsen in Thätigkeit, der Zug kam rechtzeitig zum Stehen, das Geschöpf sprang auf und wiederum nach den Felsen in der Nähe der Bahn zu. Die Arbeiter, mit ihren Hacken und Schaufeln ausgerüstet, folgten ihm und der Flüchtling verstieg sich so, daß er die Verfolger hinter sich und eine steile Felswand, die zu erklettern unmöglich war, vor sich hatte. Die Männer versperrten ihm den Rückzug, andere entdeckten einen engen Pfad, der auf eine Felsbank über der Stelle führte, unter welcher das Geschöpf sich befand. Das letztere zeigte ein so furchtbares Gebiß, daß Niemand Lust hatte, dasselbe direct anzugreifen und die Arbeiter, welche sich auf der Felsbank in geschützter Stellung befanden, lösten Steinblöcke und ließen solche auf den räthselhaften Fremdling hinabfallen. Einer derselben traf ihn so, daß er bewußtlos zusammenstürzte. Vorsichtig traten die Männer von unten näher, warfen zunächst ihre Röcke und einige Decken über den Ohnmächtigen und fesselten denselben mit einer Leine. Der Gefesselte wurde in einen Güterwagen gelegt und kam dort schnell wieder zu sich. Nach Yale gebracht, wurde das Geschöpf in einer Abtheilung des Maschinenschuppens untergebracht u. der Fürsorge eines Arbeiters übergeben. Der letztere näherte sich seinem Pflegebefohlenen zunächst mit großer Vorsicht, entdeckte aber bald, daß derselbe nicht nur absolut nicht bösartig war, sondern auch bald förmlich zutraulich wurde.

Der Gefangene ist, wenn er aufrecht steht, 4 Fuß 7 Zoll hoch und wiegt 127 Pfund; er ist am ganzen Körper außer an den inneren Handflächen und an den Fußsohlen mit schwarzen, steifen, beinahe borstenähnlichen Haaren von der Länge eines Zolls bedeckt. Die Gesichtsbildung ist mit Ausnahme der verschwindend kleinen Stirn noch menschenähnlicher, als die des Gorilla oder des Orang Utan und die Arme sind zwar länger als bei den Menschen, aber nicht so lang, wie bei den genannten Affenarten. Das Geschöpf greift unter den ihm vorgesetzten Nahrungsmitteln zunächst nach Waldbeeren, dann nach Nüssen, Früchten und Wurzeln, weist aber für jetzt noch Fleisch sowohl in rohem, als in zubereitetem Zustande zurück; an Milch hat es sich sehr schnell gewöhnt und zieht dieselbe dem Wasser vor; es verhält sich meist schweigsam und stößt nur selten Laute aus, die wild und seltsam klingen und bald an ein heiseres Bellen, bald an das Knurren eines Hundes erinnern, sich aber dann und wann zu einem förmlichen Brüllen verstärken. Zoologen von Beruf haben das eigenthümlichen Wesen bisher noch nicht untersucht, mehrere Aerzte sprechen die Ansicht aus, daß ein Naturspiel vorliege, welches mit der bekannten Krao Aehnlichkeit hat.

Verschiedenes.

— Abermals ist in Pest ein frecher Postdiebstahl verübt worden, und zwar handelt es sich im gegenwärtigen Fall um einen Betrag von 30,000 Gulden. Man schreibt darüber vom 29. Juli: Die ungarische Staats-Centralkasse hatte vor einigen Tagen defekte Staatsnoten im Betrage von 640,000 Gulden an die betreffende Stelle in Wien betr. Umwechselung in neue Noten abgesandt. Das Geld kam in Wien an und der Austausch der Noten wurde im ordnungsmäßigen Wege vollzogen. Am Dienstag langten die neuen Noten in sieben Kisten wohlverpackt als Postfrachtgut mittels Eisenbahn in Pest an und wurden von den hierzu bestimmten amtlichen Organen in vorschriftsmäßiger Weise übernommen. Bei der Eröffnung der ersten sechs Kisten wurden die deklarirten Geldbeträge richtig vorgefunden, es war nur noch eine Kiste, welche den Restbetrag von 30,000 Fl. enthalten sollte, zu öffnen. Bei der Untersuchung der Siegel, mit welchen die Kiste verschlossen gewesen, machte man die überraschende Wahrnehmung, daß statt des amtlichen Siegelverschlusses ein fremdes Siegel angebracht sei, an welchem überdies die einzelnen Buchstaben undeutlich und verschwommen waren. Es wurde zur Eröffnung der Kiste geschritten, und nun sah man den bereits erregten Verdacht vollkommen bekräftigt, denn statt der 30,000 Fl. wurden in der Kiste drei in Papier eingewickelte Ziegelsteine vorgefunden.

— Sechs maskirte Räuber überfielen vor etlichen Tagen in der römischen Campagna den zwischen Montelanico und Carpineto verkehrenden Postwagen, plünderten die Reisenden aus und eigneten sich den Postbeutel an. Bald darauf fanden die Karabinieri, die sofort zur Verfolgung der Räuber aufgeboten wurden, die Strolche in einer Hüte schlafend. Flinten, Messer, sowie Masken lagen neben ihnen. Alle Sechs wurden gefaßt und in die Gefängnisse von Velletri abgeführt. Schlimmer steht es um eine verwandte Angelegenheit, die in der Gegend von Philippopel spielt. Von dorther meldet man: Der Dragoman der Forstkanzlei des Baron Hirsch in Bellova, Herr Binder, wurde von Räubern entführt, als er von einer Dienstreise nach Hause zurückkehren wollte. Der Bellovaer Wald liegt nahe am Endpunkte der Rumelischen Eisenbahn an den Grenzen Macedoniens, weshalb die Verfolgung der Räuber sehr schwierig ist. Die Letzteren ließen durch Bauern der Gesellschaft bekannt geben, daß für die Freilassung Binder's 1000 türkische Pfund zu zahlen sind. Als die Nachricht von dieser Entführung in Philippopel anlangte, berief der General-Gouverneur den Ministerrath, welcher beschlossen haben soll, energisch gegen die Räuber vorzugehen. Da Herr Binder österreichischer Unterthan ist, sah sich der österreichisch-ungarische General-Konsul Piombazzi veranlaßt, dringende Schritte bei der Regierung zu thun.

— Die kleinste Scheere, die je verfertigt worden, befindet sich im Besitz eines Messerfabrikanten in London. Sie ist nur 3/20 Zoll lang und die einzelnen Theile haben die Stärke eines Pferdehaares; nichtsdestoweniger ist sie vollkommen scharf gearbeitet und öffnet und schließt sich gut. Sie wird in einem Fütterale aufbewahrt, das aus einer ausgebohrten Stopfnadel besteht, deren Oehr abgeschraubt werden kann, und dem Ganzen dient eine elfenbeinerne Büchse, mit Silber ausgelegt, als Hülle.

— Eine schauerliche Scene ereignete sich am 29. Juli in der Strafanstalt Stein bei Krems in Oesterreich. Daselbst wurde am Morgen des genannten Tages der Sträfling Baumgartner, der den Gefangenenaufseher Gister ermordet hatte, hingerichtet. Die Hinrichtung erfolgte unter entsetzenerregenden Umständen. Der Delinquent, ein zwanzigjähriger kräftiger Bursche, wehrte sich mit aller Kraft gegen den Scharfrichter und dessen Gehilfen, welche die Todesstrafe an ihm vollziehen sollten. Der grauenhafte Kampf, den der Delinquent unter dem Galgen gegen die Vollstrecker des Todesurtheils um sein Leben führte, machte auf alle Anwesenden einen wahrhaft schauerlichen Eindruck. Der Vorgang war folgender: Nachdem der Delinquent vom Executions-Leiter dem Scharfrichter Willenbacher übergeben worden, schreitet er ruhigen Ganges und keck die Anwesenden musternd zum Richtpflocke. Ruhig läßt er sich auch von den Gehilfen die Blouse ausziehen. Als sie ihm aber die Hände binden wollen, widersetzt er sich dem Beginnen gewaltsam. Mit dem Rufe: „Was gibt's?" stürzt er auf die Gehilfen los. Unter dem Galgen entspinnt sich ein gräßliches Ringen. Vergebens bemühen sich die Henkersknechte, des Delinquenten Herr zu werden. Die Escorte muß die Gewehre weglegen und ihnen zu Hilfe kommen. Da erst gelingt es, den Todescandidaten, der wie ein wildes Thier brüllte, zu überwältigen. Es werden ihm die Hände gefesselt. Er wird in die Höhe gehoben, und während er noch einen gräulichen Fluch ausstößt, wird ihm schon die Schlinge über den Kopf geworfen. Aber nun wehrt sich der Delinquent erst noch mit den Zähnen. Er schnappt mit dem Munde nach der Schlinge und erhascht sie. Man entreißt sie ihm wieder. Abermals erhascht er dieselbe mit den gebundenen Händen. „Würgen wollt ihr mich, ihr verfluchten Hunde!" Das sind seine letzten Worte, denn schon schnürt ihm die Schlinge, die man seinen Händen abermals entrissen, die Kehle zu. Es dauert dann acht Minuten, bis das Leben in dem Körper erloschen ist.

Weinlied.

Dein letztes Blut, mein Becherlein,
Muß diese Stunde fließen,
Dafür, mein Schenk, kredenz' mir Wein
Vom grünen Rhein,
Die Seele zu begießen.

Was kümmert mich die nächste Stund,
Was kümmert mich der Morgen:
Führ' ich den Wein, klar und gesund,
Zum durst'gen Mund,
So fliehen alle Sorgen.

Blickt der Philister scheel und kraus
Zu solchem leichten Treiben:
Pack' Dich zur Bürgerstund nach Haus,
Bist mir ein Graus,
Magst mir vom Halse bleiben!

Denn Herz und Sinn erfreut der Wein,
Gießt Feuer in die Adern.
Das siehst, Philister, Du nicht ein,
Ich bleib' beim Wein
Und pfeif' auf Dein Salbadern!

— Aus der Dorfschule. Lehrer: „Zuletzt sprachen wir von den Zugvögeln. Unter diesen ist namentlich einer, den die deutschen Dichter besungen haben, und der dem Hause, an dessen Giebel er sein Nestchen baut, Segen bringen soll. Euer Haus, Lenchen Meyer, kennt diesen Vogel sehr genau. — Also, mein Kind, wie heißt das Thier, das alle Jahre bei Euch einkehrt und Glück und Segen bringt?" — Lenchen Meyer: „Der Klapperstorch, Herr Lehrer!"

— Duell. Aus der Buxtehuder Zeitung: Heute fand in unsrem Hölzchen ein Duell zwischen dem Reserve-Lieutenant X. und dem Doktor der Rechte Z. statt. Der Erstere wurde durch die Brust geschossen und der Andere schoß in die Luft.

— „Hör' einmal Kleiner", sagte dieser Tage ein Gast zum jüngsten Kellner einer Weinstube, „Eure Krabben sind aber heute bei Weitem nicht so gut wie die vorgestrigen waren." — „Unbegreiflich!" entgegnet der junge Schlaukopf, „sie sind ja von derselben Sendung!"

— Boshaft. Ein junger Arzt wird von einem Festessen, bei welchem das Ausbringen von Toasten kein Ende nehmen will, zu einem Kranken abgerufen. Als er nach einiger Zeit wieder an der Tafel erscheint, wendet er sich an eine Dame mit der Frage: „Ist denn eigentlich noch Jemand da, den man könnte leben lassen?" — Dame: „Ich wüßte Niemand' mehr. Sie müßten gerade den Kranken leben lassen, den Sie soeben besucht haben!"

— Gute Ausrede. Dame (sehr erregt): „Mein Herr, es ist mir unmöglich, einzuschlafen, wenn Sie nicht aufhören zu dampfen. Sehen Sie denn nicht die Tafel: Für Nichtraucher?" — Der Behäbige: „Nicht möglich. In meiner Kurzsichtigkeit las ich: Für Nachtraucher."

— Retourkutsche. Lieutenant (zornig zum Rekruten Piefke): „Trag ich dem Kerl auf, die Goldfischschale zur Frau Majorin zu bringen, und da läßt er sie dort mitten im Salon fallen, so daß die Scherben umherfliegen. Sie sind ein Kameel, Piefke! Was sagte denn die Frau Majorin?" — Piefke: „Sie sind ein Esel — Herr Lieutenant!"

— Der Augenschein. Stadtverordneter (bei der Vorsteherin des Fräuleinstiftes). Ihre Beschwerde wegen des neuen Schwimmbades scheint mir nicht gerechtfertigt zu sein, Frau Baronin. Das Bad liegt ja so weit von Ihren Fenstern entfernt, daß man kaum die Gestalten der Badenden ausnimmt. Vorsteherin. Nun, meine Damen, was sagen Sie dazu? Mehrere Fräulein: Lächerlich! Mit dem Operngucker erkennen wir jeden einzelnen Herrn!

— Im Vertrauen. „Ist es wahr, daß Du Dich mit dem jungen X. associiren willst?" — „Ja." — „Legst Du viel ein?" — „Nur meine Erfahrung. Das Kapital liefert der junge X. Unser Contrakt lautet auf drei Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit wird er meine Erfahrung und ich sein Capital besitzen."

— Die kluge Marie. „Ja, Marie, bist Du noch bei der bösen Baronin?! Der hab' ich nie recht kochen können; — wie Du nur so lang aushalten kannst!" — „O, ich thu' mich ganz leicht bei ihr! Mach' ich z. B. ein Beefsteak — bei dem darf man sich nicht lange aufhalten — da denk' ich an den Herrn Baron; mach' ich eine süße Speis', denk' ich an den jungen Herrn Fähnrich, muß ich aber Koteletts klopfen, dann denk' ich an die kneifende Gnädige, und so wird mein Essen immer recht, und Niemand hat bis jetzt eine Klag'!"

— Eine Pariser Zukunftsgeschichte. Zwei deutsche Landsleute schlenderten durch die Straßen der französischen Hauptstadt, sich lebhaft darüber streitend, ob der Stadt Paris oder der Stadt Berlin der Vorzug gebühre. Hierbei ließ der Eine gesprächsweise die Worte: „Ah! Bah! Paris natürlich!" fallen. Im Nu war er von einer wilden Volksmenge umringt, welche mit Bestimmtheit vernommen haben wollte, daß der Fremde in drohendem Ton: „A bas Paris!" ausgerufen habe.

— Blinder Eifer. In ein Gasthaus in Wien kam ein junger Mann, aß und trank mit bewundernswerthem Appetit, was gut und theuer war. Als er bezahlen sollte, stellte sich heraus, daß er keinen Kreuzer Geld in der Tasche hatte, Kellner, Oberkellner und Wirth in eigener Person prügelten ihn mit vereinten Kräften durch, wie es in Oesterreich der Brauch ist und zogen ihm zuletzt noch den Rock aus — als Pfand. Der arme Teufel ließ sich das Alles gefallen und sagte nur heulend: „In Hemdärmeln kann ich doch nicht auf die Straße!" Das sah der Wirth ein, gab ihm seinen Kellerkittel und einen Puff, daß er hinausflog. „Der ist bezahlt!" sagte er. In der That war der junge Mann sehr gut bezahlt, denn in dem Kellerrock stak eine Brieftasche mit 450 Gulden. Das fiel aber dem nunmehr doppelt geprellten Wirth viel zu spät ein.

— Das neue Kindermädchen. Die Madame kommt nach Haus, hört schon auf der Treppe einen furchtbaren Lärm in der Kinderstube und findet das neue Kindermädchen lesend, ohne sich um die Kinder zu kümmern. - Madame: Aber Karoline, wie können Sie lesen, wenn Sie auf die Kinder achten sollen! — Karoline: Ach, dat bin ick jewöhnt, die Jöhren schenieren mir janz un jar nich.

— Mißverstanden. Huberbauer: „Ach, Herr Doktor, ich leide furchtbare Schmerzen. Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan!" Doktor: „Ja, gegen die Gicht, Huberbauer, ist kein Kraut gewachsen. Da heißt's eben Geduld haben. Wo steckt denn heut Eure alte Plage?" Huberbauer: „Ja, die fragt nichts nach dem kranken Mann. Die sitzt halt im Keller und zieht's Bier ab!"

— Vergeßlich. Mama (den Korb des vom Kaufmann zurückkommenden Töchterchens inspicirend): Aber nein, Helenchen! Du mußt doch jedesmal etwas vergessen, wenn Du Gänge zu machen hast, hast Du wieder etwas vergessen. Helenchen: Was denn Mama? Mama (nach einigem Besinnen): Ja — das hab' ich jetzt selbst vergessen!